



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Spiero, Heinrich: Deutsche Romane

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

des Standes, der Konfession und Partei richten als eine durchaus objektive Aufklärung über die für den deutschen Staatsbürger wichtigen staatswirtschaftlichen Fragen. Damit soll gesagt sein, daß rüchftlich des Schulunterrichts und der Volkshochschulkurse auf der bereits geschaffenen Grundlage nach Kräften weiterzuarbeiten ist, daß aber von der außerschulmäßigen Volksbildungstätigkeit auch diejenigen Bürgerkreise ergriffen werden müssen, die gesellschaftlich oder beruflich eine führende Stellung einnehmen. Leider nur zu häufig fehlt selbst Personen, die verantwortungsvolle Posten bekleiden, genügend klare Einsicht in die staatswirtschaftlichen Fragen der Gegenwart. In der Jugend hat man sie ungenügend zur Selbstbildung angeregt und die Lücken im Wissen, die sie ins praktische Leben mitnehmen, werden nur selten beseitigt, weil das Treiben des Alltagsgeschäfts ihnen keine Zeit läßt, Unterrichtskurse zu besuchen oder sich allerlei orientierende Literatur zu verschaffen. Der Bürgerschaft in dieser Richtung zu helfen, ist die schwerste und wichtigste Aufgabe der Volksbildung. Für ihre Lösung sind Vorträge und Unterrichtskurse nicht ausreichend. Einen nachhaltigen Erfolg kann man sich nur von fortlaufend orientierendem Lesematerial versprechen, das dem Einzelnen in bequemer Form zugeführt wird. Das angestrebte Ziel würde um so eher erreicht werden, wenn die Propaganda dafür von den Gemeinden, und in Anlehnung an Vorträge den Berufs- und Wirtschaftsverbänden, den Verkehrsvereinen und Volksbildungsvereinen unterstützt würde. Sie alle haben ja selbst das größte Interesse an einer zeitgemäßen Bildung der ihnen zugehörigen Personen.

Robert Werner



Deutsche Romane

Von Heinrich Spiero



em deutschen Roman geht es merkwürdig, und man wäre geneigt, Florian Geyers Wort „Dank bei den Deutschen ist nit zu erjagen“ auf sein Schicksal anzuwenden. Denn kaum, daß der Kauf der großen, oft verdienten, manchmal auch unverdienten Erfolge ein wenig verehbt ist, da ertönen schon überall wieder Klagen über die nachlassende Kraft der Erzähler, über das sinkende Niveau der Bücher. Die Klage ist durchaus unberechtigt und hat ihre Wurzel lediglich darin, daß wir in der Tat in den letzten Jahren, besser gesagt, in den letzten beiden Jahrzehnten, durch eine ungewöhnliche Zahl vortrefflicher Werke verwöhnt worden sind. Das aber gibt uns noch kein Anrecht, zu erwarten, jedes neue Jahr werde uns Bücher beschenken wie Sudermanns „Frau Sorge“, Polenzens „Büttnerbauer“ und „Grabenhäger“, Frenssens „Jörn Uhl“, Dmptedas „Sylvester von

Geyer“ und „Eysen“, Specks „Zwei Seelen“, „Buddenbrooks“ von Thomas Mann, „Eudolf Ursleu“ von Ricarda Huch, „Die Wacht am Rhein“ von Clara Viebig, oder den „Rangierbahnhof“ von Helene Böhlau, um nur diese zu nennen. Es muß auch Zeiten geben, in denen ohne sonderliche Überraschungen auf dem nun Erworbenen weiter gearbeitet wird, und es darf in solchen literarisch ruhigen Tagen und Jahren nicht ungerecht übersehen werden, daß der deutsche Roman im ganzen in diesen letzten zwanzig Jahren außerordentlich an Gehalt und Form, an Spannungskraft ins Weitere und an Versenkungskraft ins Persönliche und Engere gewonnen hat. Wenn, auch bei den Büchern dieser Jahreswende, die überraschenden Züge fehlen, so bleibt doch der ehrlichen Gestaltung genug, auch da, wo die Verfasser lediglich in der alten Bahn weiterstreiten, neue Höhen nicht erreichen.

Das ist vor allem bei Gustav Frenssen der Fall. Sein „Klaus Hinrich Baas“ (Berlin, G. Grote) bedeutet im Rückblick auf „Hilligenlei“ eine tüchtige Erhebung, in der Parallele mit dem „Jörn Uhl“ freilich und mit den „Drei Getreuen“ keinen Fortschritt. Es fehlen all die Dinge, die „Hilligenlei“ so unsympathisch machten — die sinnliche Überreizung, die hochmütige und dabei oberflächliche Absprecheri, vor allem in religiösen Dingen, die ganze wirre und seichte Tendenz einer Wiedergeburt, die doch nur aus einem weit tieferen Erleben heraus geschehen könnte. Aber es fehlen diesem neuen Buch auch zu seinem Vorteil die konstruktiven Mängel früherer Frenssenscher Werke, es ist viel straffer zusammengehalten, und wenn Frenssens an sich schöne und volkstümliche Neigung zu Einstreuungen emportaucht, so geschieht das unaufdringlich und am rechten Ort. Klaus Hinrich Baas gelangt als Knabe mit den Eltern von einem Höfchen in Holstein am Rande der Geest mitten ins betriebsamste Hamburg, wo der Vater Arbeiter wird. In ihm ist, wie in Jörn Uhl, ein starker Drang nach oben, nach Bildung, nach sozialer Geltung, auch nach Reichtum. Und nach mannigfachen Schicksalen kommt der Halbwüchsige auf einen hamburgischen Kontorfessel, dann nach Indien, wird, als Mann zurückgekehrt, durch eine rasch entflammte und doch irreführende Neigung in enge, kleinstädtische Verhältnisse hineingeschoben und arbeitet sich aus diesen wieder ins große kaufmännische Leben Hamburgs zurück. Er gewinnt nach Trennung seiner ersten Ehe die Hand der Tochter eines alten, aber niedergehenden Kaufmannshauses, bringt dies in die Höhe und kommt zu Vermögen. In dem Augenblick, da sein Schwager und Teilhaber durch private Spekulation das Haus aufs neue an den Rand des Abgrundes bringt, hat Klaus bereits einen anderen Faden gesponnen und sich einen neuen Weg in ein nach Ostasien arbeitendes Handelshaus gebahnt. Hier aber tritt in ihm der seelische Umschwung ein, freilich schon etwas zu spät für unser Empfinden, denn allzulange schon erscheint er uns immer mehr als ein reiner Geldjäger und Nüchsterling, der weder etwas von dem großen Wagemut hanfischer Kaufmannschaft hat und versteht, noch auch innerlich emporwächst aus der Misere, deren Anblick und Miterleben seine Kindheit verdüstert und angespornt hat. Er läuft sich erst zur Ruhe auf alten heimatlichen Pfaden, auf denen er dann sein ganzes selbstisches Ich kennen lernt, erkennen muß, wie er nach dem armen Bruder oben in Holstein, auch in seinen besten Tagen, nie gefragt, wie er im Grunde immer nur an sich und an Geld gedacht hat. Nur freilich bricht das breite Buch jetzt allzu knapp ab, denn wir haben nicht die Überzeugung, daß Klaus Hinrich Baas, da er nun auf Jahre von Weib und Kind hinweg nach China verschlagen wird, als ein anderer geht und als ein anderer zurückkommen wird. Es bleibt ein un-

erfreulich Ungelöstes übrig, die Frage nämlich, ob dieser Baas es wert war, ihm durch eine ganze Entwicklung hin zu folgen, wenn er im Laufe dieser Entwicklung schließlich nichts geworden ist als ein strebsamer und erfolgreicher Kaufmann.

Trotzdem ist Frenssens Werk ein hübsches und gestaltenreiches Buch, ganz vortrefflich die Familie der Baase, die wortkarge und dabei doch liebestiefe Mutter, ganz vortrefflich Kalli Dau, der Junge aus versinkender Familie der Hamburger Unterschicht, vortrefflich die kleinstädtische Umgebung von Klaus Hinrichs erster Ehefrau. Daß die Zeichnung des Hamburger Kaufmannslebens weniger einheitlich geglückt ist, ergibt sich ohne weiteres aus dem, was ich über des Helden späteren Werdegang gesagt habe. Die eigentliche Größe des hamburgischen Handels, wie sie etwa in einer einzigen knappen Szene von Dmptedas „Eysen“ lebt, ist bei Frenssen nicht herausgekommen. Er steckt da gewissermaßen noch zu sehr in seinem alten „Jörn Uhl“-Milieu drin, aus dem heraus diese neue Arbeit erfaßt und gewürdigt werden muß.

Georg von Dmpteda hat auch in einen Umkreis zurückgegriffen, den er schon einmal gestaltet hatte. In seinem Roman „Aus großen Höhen“ hat er vor Jahren den unvergänglichen Ernst und die ewig lockende Größe der Alpengipfel geschildert, sie aber hineingestellt in ein Erlebnis von Liebe und Ehe und Liebestäuflung. Diesmal nimmt er das Problem ganz sachlich und schlicht und nennt sein Buch „Excelsior“! (Berlin, Egon Fleischel & Co.) „ein Bergsteigerleben“ schlechthin. Mit vollem Bewußtsein wird dem Leben dieses Bergsteigers Ernst Sturm immer wieder der Konflikt der Liebe ferngehalten und alles in ihm nur bezogen auf die schon dem Knaben eingepflanzte Sehnsucht nach den hohen Bergen; und dennoch ist das Buch keineswegs eine Aneinanderreihung schwieriger Kletterleistungen im Hochgebirge. Denn mit großer Kunst zeigt Dmpteda, wie sich in diesem hünenhaft gebauten Menschen von Jahr zu Jahr mehr das ganze Seelenleben reinigt und steigert in der Verknüpfung mit den immer wieder sehnsüchtig erschauten und tapfer erstiegenen Firnen. Es wandelt sich in dieser Seele, da sich in ihr vom Knaben durch den Jüngling der Mann bildet, alles in Reinheit und anspruchslose Tapferkeit. Um Ernst Sturm leben alle Typen, denen wir in den Alpen begegnen, Führer, ernste Steiger wie er, Prahler, Leichtsinrige, aber er verkörpert das Ideal dessen, der nicht, um zu prunken und nicht um die Gefahr zu suchen, die Berge besteigt, sondern um sich in den schwer erreichbaren Höhen, in der Überwindung der Schwäche und in der Anspannung aller Kräfte dem Ewigen über uns und um uns näher zu fühlen. Und nur der Schluß will mir nicht eingehen. Gewiß, der Steiger stirbt, erschöpft von der Liebesarbeit, durch die er die beiden schwächern Freunde vom Matterhorn herabgebracht hat. Aber er brauchte nicht schon fast im Angesicht der rettenden Hütte kraftlos im Schnee einzuschlafen, wenn er nicht ganz gegen seine Art einmal die gewohnte Vorsicht außer acht ließe und trotz der Warnung auf der italienischen Seite hinabstiege, dann aber im Bemühen, den Freund hinabzubringen, sich zwei Tage lang jede Nahrung versagte. Erforderte das Werk diesen Abschluß? Wie mir scheint, nicht. Es hätte einen einheitlicheren Klang bekommen, wenn wir Ernst Sturm, den Bestieger der Berge, auch aus diesem letzten Kampf als doppelt gekrönter Sieger hätten hervorgehen sehen, während wir nun — rein künstlerisch gesprochen — das jähe Ende als einen vorzeitigen und unnötigen Abschluß dieser immer wieder in jedem Sinne steigenden Laufbahn empfinden. Zu bewundern ist, wie einem die Berge durch Dmpteda individualisiert werden, wie wir mit ihm allgemach Dolomiten, bayrische Alpen, die Schweizer Gipfel

je nach ihrer Besonderheit als Schöpfungen Gottes kennen, fürchten und lieben lernen. Es weht freie und starke Bergluft in dem schönen Werk.

Ricarda Huch hat eine Erzählung in Briefen „Der letzte Sommer“ (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt) geschrieben. Ein junger Angehöriger der russischen Revolutionspartei gelangt als Privatsekretär auf das Landgut des Gouverneurs, der in einem Prozeß gegen gefangene Kommilitonen den Vorsitz führt. Der Auftrag des jungen Mannes, den die Angst der Gouverneursfrau zum Schutze des bedrohten Gatten aufgenommen hat, ist es, den verhassten Mann aus dem Leben schaffen. Briefe gehen hin und her, zwischen der Familie des Beamten und ihren Angehörigen in der Stadt, zwischen dem Verräter und einem Freunde und Mitschwörer. Der junge Lju umstrickt alle, den Sohn wie die Töchter des Hauses, aber auch ihn selbst umfängt es mit feinen Fäden, ihn selbst ergreift das innige Familienleben, zumal die Liebe der Gouverneurin zu ihrem Mann und das ganze gütige, väterliche Wesen des im Dienst strengen Beamten. Aber sein Auftrag muß erfüllt werden und wird erfüllt mit dem ganzen Raffinement, das wir aus der Geschichte des russischen Terrors kennen. Und wir lesen den letzten Brief, den der Gouverneur aus dem nun ganz einsamen Hause an die Kinder schreibt, während die Frau hinter ihm steht, und der abbricht bei dem ersten Buchstaben seines Namens, weil, wie wir wissen, bei dem Druck auf diese Letter der Schreibmaschine das Höllewerk, das sie birgt, sich entzündet. Nichts von den tiefen Untergründen der Revolution und ihrer Segnerschaft wird hier gegeben, nur ein in blassen Herbstfarben gemaltes Abschiedsbild, lyrisch gefärbt und wohl mit Absicht nirgends bis zu tiefer Charakteristik durchgeführt, sondern eben nur hingestellt als ein letzter Ausklang eines Glücks, das sich innerhalb gärender politischer Kämpfe nicht behaupten darf.

Fast so fremdartig, wie diese Erzählung, die in Rußland spielt, ihrem Milieu nach auf uns wirkt und wirken soll, wirkt auch Thomas Manns neuer Roman „Königliche Hoheit“ (Berlin, S. Fischer) — freilich nicht durch die darin geschilderten Persönlichkeiten und Zustände. Denn er spielt an einem mittleren deutschen Fürstenhose in Verhältnissen, die keineswegs aus dem Rahmen des Gewöhnlichen heraustreten, es sei denn im Augenblick, da die reiche amerikanische Erbin nicht nur die Gemahlin, sondern die ebenbürtige Gemahlin des Tronfolgers wird: die Fremdartigkeit des Ganzen liegt vielmehr in der besondern Art Mannscher Darstellung. Ich sage „Mannscher“, weil auch Heinrich Mann diesen Hauch und (ich leugne es nicht) Reiz des Fremdartigen aufweist, freilich in greller Überleuchtung durch ein leidenschaftlich suchendes Temperament, während bei Thomas Mann eine unbefriedigte Kühle die Farben ein wenig bleiern macht. Diese Kühle wohnte, wenn man scharf zusah, schon in den „Buddenbrooks“, einem außergewöhnlichen und mit Recht berühmt gewordenen Werk, an dessen Haltbarkeit ich freilich nicht glaube, denn schon hier war nichts mit wirklicher Liebe umfassen, schon hier erwies sich, daß Thomas Mann keine seiner Gestalten mit dem Herzen hielt, daß er vielmehr ihnen allen mit einer leisen Fremdheit gegenüberstand, die sich nicht selten bis zur Ironie steigerte. Man braucht nicht einmal bis zu Raabe, Keller und Fontane emporzusteigen, es genügt, die Gestalten der in ihrer (dem Realismus gegenüber) weltfremden Art ein wenig verwandten Ricarda Huch (etwa im „Urseu“) heranzuziehen, um das Gegenbild zu haben — warme Umschließung fremdartiger Gestalten. Diese Ironie steigerte sich in spätern novellistischen Werken Manns nicht selten bis zur Blasiertheit; die mondäne Kühle erstarrte völlig und sog den sich bewegenden Gestalten das Leben aus. Nun kann man vom Apfelbaum keine Birnen verlangen und muß bis zu einem

gewissen Grade jeden Künstler an sich selbst messen — aber auch da muß gesagt werden, daß eben Thomas Mann, auch an seinem Besten gemessen, nicht empor-, sondern herabgeglitten ist. Möglich, daß seine Gaben an Entfaltungskraft verloren, als er sie nicht mehr an heimatlichen Eindrücken (die die „Buddenbrooks“ schufen) erproben konnte. Jedenfalls wirkt „Königliche Hoheit“ wie ein reines Spiel, das uns häufig (hier paßt das Fremdwort) amüsiert, aber tiefen menschlichen Anteil nicht hervorruft. Abgesehen schon von zahlreichen, unnötigen Wiederholungen, ist das Bild dieses kleinen Hofes und des Prinzen Klaus Heinrich stark geziert aufgenommen, wie es da in einer Erzählung vor uns aufwächst, die halb Hofbericht und halb leise durchklingende Satire ist. Man fühlt das Problem: ein junger Fürst, den die Liebe zu einem seltsamen und klugen Mädchen von dem lediglich repräsentativ aufgefaßten Beruf zu wirklicher nützlicher Tätigkeit für das Land fortreißt — aber es erstickt unter dem unnötigen Beiwerk, der Verfasser geniert sich gewissermaßen, es heraustrreten zu lassen, er gelangt nicht zu wirklicher Wärme, und wir behalten am Ende nur den mattfarbigen Abglanz in Händen, während wir doch am farbigen Abglanz das Leben zu halten wünschten.

Es ist sehr leicht, im Verhältnis zu solchen literarischen Erscheinungen, wie etwa Thomas Mann, Schriftsteller wie Rudolph Straß glattweg als Unterhaltungsschriftsteller zu bezeichnen; und doch wünschte man manchem unserer berühmtesten Romandichter die straffe und sichere Kunst, gradhin zu erzählen, wie sie Rudolph Straß in seinem neuen Roman „Für Dich“ (Stuttgart, Cotta) übt. Zwei Ehegatten sind auseinander gegangen, er hat wieder geheiratet, sie sich aufs neue verlobt. Sie trennten sich, weil zwei heiße Temperamente die lodernnden Flammen nicht zu still brennendem Herdfeuer einen konnten — und finden sich langsam wieder, zunächst zufällig zusammengekommen, dann am Krankenbett und am Sarge des Kindes zueinander geführt, finden sich in einer nun alle Schranken überschlagenden Leidenschaft. Und schließlich geht sie in den Tod, um dem Mann, der Uniform, ruhige Häuslichkeit, Frau und Kinder der zweiten Ehe für sie hinwerfen will, das alles und einen neuen, langsam zu erkämpfenden Frieden zu erhalten. Das Buch ist, das sei ihm ausdrücklich zum Lobe gesagt, sehr spannend, fesselnd von Anfang bis zu Ende, das Milieu in seiner ruhigen Echtheit doch ganz nebensächlich, die aneinander emporbrandenden Charaktere durchaus die Hauptsache. Straß besitzt die Gabe fast aller unserer Offizierschriftsteller, gut und klar zu sehen, auch das Detail zu beobachten, bleibt aber nicht im Detail stecken, wie manchmal früher, sondern wächst darüber hinaus, rein zur Beobachtung und Darstellung der Menschen.

Es war vielleicht zu keiner Zeit schwerer für den Romanschriftsteller, nicht im Milieu stecken zu bleiben, als in unserer, die sich ja erst den Milieuroman geschaffen hat, die in ihrem Streben nach Intimität jeden Umkreis, den der Heimat wie den des Berufs, bis in die letzten Kleinheiten und Feinheiten zu erfassen strebt. Der soziale Drang der achtziger und neunziger Jahre verband sich da mit den ästhetischen Forderungen der Zeit und führte zu all den breiten Schilderungen des Volkslebens aller Landschaften, aller Berufe, die, oft die eigentliche Handlung überwuchernd, Roman auf Roman unserer Tage erfüllten. Typisch sahen wir etwa bei dem Landwirt Wilhelm von Polenz, wie er im „Pfarrer von Breitendorf“ noch ganz in dem Allgemeinen, Flächigen stecken blieb und erst in den beiden Landromanen, dem „Büttnerbauern“ und dem „Grabenhäger“, den individuellen Kampf richtig in die Darstellung des Allgemeinen zu verflechten wußte. Und mehr als ein junges Talent gewann die Sprungkraft erst, nachdem es den Boden der Heimat nach allen Richtungen hin

durchmessen, sie selbst zur Heldin seiner Darstellung gemacht hatte. Auch bei dem jungen Schweizer Felix Moeschlin ist das der Fall. Sein erster Roman, „Die Königsschmieds“ (Berlin, Wiegandt & Grieben), ist im wesentlichen Milieugestaltung — der Bauernhof der Königsschmieds und seine Umgebung beherrschen das Ganze. Aber sie beherrschen es doch nicht so, daß wir nicht schon spürten: in Moeschlin lebt auch die Kraft, aus dem Typischen zum Persönlichen vorzudringen und dem Menschen innerhalb des Milieus sein Recht zu geben. Denn in diesen Königsschmieds, vor allem im Vater, reißt sich eine beginnende Kraft der Darstellung empor, die sich vielleicht noch einmal zur Größe erziehen wird. Noch ist nicht alles ausgeglichen, es fehlt, auch bei diesem Helden, nicht an Unwahrscheinlichkeiten, an jähem Umbruch ohne innere Begründung, aber wir spüren eine fest zupackende Kraft, der wir um so mehr Vertrauen für die Zukunft entgegenbringen, als ihrem Werk auch ein starker Gehalt an Stimmung innewohnt. Besonders eine Szene ist da hervorzuheben: unter Führung des jungen Victor König sind die Bauern des Schweizer Dorfes ausgezogen, um mit Beten und nötigenfalls mit Gewalt die Mönche des Felsenklosters vor der durch das neue Staatsgesetz verlangten Vertreibung zu bewahren. Sie füllen den ganzen Vorhof des Klosters, und ekstatisch fortgerissen ertönt ihr verzweifelt wütendes Gebet, so daß die Landjäger totenblaß werden und endlich die Verheißung sich erfüllt und der Amtschreiber in Entsetzen umsinkt. Der Triumph ist da, der Feind ist tot. Nun folgt die Erschlaffung, aber mit ihr auch die Wiederkehr des Mutes bei den Beamten, der Dymmächtige steht auf und das Gesetz wird erfüllt. In dem jungen Führer aber sind Glaube und Zuversicht zerbrochen.

Moeschlin ist das jüngste in der Reihe von Erzählertalenten, die der schwäbisch-schweizerische Stamm uns in den letzten Jahren beschert hat: Ernst Zahn, der reifste von allen, Hermann Hesse, Jakob Schaffner, Emil Strauß — von ihnen allen erwarten wir noch manches, und sie alle haben jene reichere Färbung süddeutschen Lebens, die unsere seit dreißig Jahren so sehr viel stärker norddeutsch beeinflusste Dichtung glücklich ergänzt. Emil Strauß führt in seinem neuen Novellenbuch „Hans und Grete“ (Berlin, S. Fischer) aus seinem alten Lande weit hinaus und bis hinüber in deutsche Siedelungen Brasiliens — wenigstens kommt die stärkste dieser Novellen „Vorpiel“ dort zum Abschluß. Daß sich zwei Menschen ein stilles Glück über der Leiche eines dritten mäuern können, wird uns hier ganz glaubhaft gerade durch die Fremdartigkeit des Ganzen, und von dem fremdartigen Reiz dieser glühheißen Gegend Südamerikas empfängt auch die letzte, sehr phantastische Erzählung „Mara“ ihr Bestes. Aus ihrer wohl zu breiten Anlage schlägt doch spürbar die zuerst entflammende und dann lähmende Hitze eines brasilianischen Sommers deutlich empor, deutlicher als merkwürdigerweise Geschehnisse der schwäbischen Heimat aus der ersten, Geschehnisse historischer Ferne aus der zweiten Erzählung von Emil Strauß in diesem Bande hervortreten.

Lulu von Strauß und Torney sucht und findet ihre Stoffe nun immer wieder in der Vergangenheit, und der Balladendichterin gelingt auch in der Novelle das Beste in der Versenkung in die Vorzeit. Von den drei Stücken, die der neue Band „Sieger und Besiegte“ (Berlin, Fleischel & Co.) umfaßt, zeigt das zweite, „Das Tanzliedchen“, Lulu von Strauß von einer neuen Seite, sie entwickelt da in der leichten Schürzung des Konflikts, über dem eine zarte Tanzmelodie schwebt, eine ihr sonst nicht eigene Grazie, die ihr wohl ansteht. Und recht als Gegenstück dazu zeigt sie die ganze erdhaftige Kraft

historischer Belebung, die besonders ihren vorletzten Novellenband auszeichnete, in der Erzählung „Auge um Auge“. Da malt sie die düstern Geschehnisse eines Hofes und eines Dorfes in Westfalen im Mindener Bezirk zur Zeit der Franzosenherrschaft: Bedrückung, Not, Quälerei, blutige Rache und ruhiges Opfer des Vaters für den Sohn und für sein Haus — das alles kommt da historisch und menschlich lebendig empor in der spröden, echten Färbung, die diese Dichterin überhaupt ihren Gebilden zu geben weiß. Das matte Licht jener Tage, noch vom Winter verfinstert, scheint durch die Scheiben, wenn hinten in der Bibel der Bauernvogt Tag um Tag seine Rechnung gegen die Franzosen einträgt und schließlich selbst das Konto glatt macht, indem er den deutschen Kapitän, der sich zum Franzosen gemacht hat, niederschleift. Die Novelle ist ein Prachtstück historischer Heimatkunst.

Dem Nachlaß Detlevs von Liliencron ist nun auch der Ernsts von Wildenbruch gefolgt. Neben dem Schauspiel „Der deutsche König“ und den „Letzten Gedichten“ enthält er auch einen kleinen Band Novellen, der den jetzt doppelt bedeutsamen Titel trägt: „Die letzte Partie“ (Berlin, G. Grote). Es sind zwei Geschichten, eine lange und eine kurze. Aber wie die kurze dem Ganzen den Titel gegeben hat, so gibt auch sie allein einen wirklichen letzten Begriff von Wildenbruchs erzählender Kunst. Die Erzählung von den beiden Zwillingenbrüdern, die sich aus spröder Liebe im Leben aus dem Wege gegangen sind und nun erst als alte Leute regelmäßig zu einer Partie Billard zusammenkommen, klingt aus in ein gespenstisches Erlebnis, das der überlebende Bruder aufzeichnet. Er hat in der Todesstunde des anderen mit diesem noch eine letzte Partie gespielt, und niemand außer ihm selbst hat den Mitspieler kommen und gehen sehen, der andere aber stirbt ihm rasch nach. Die Kunst, ein ungewöhnliches Erlebnis aufs knappste zusammenzupressen, offenbart sich in dieser schlichten Geschichte noch einmal, nicht mehr mit der brausenden Leidenschaft, die jüngere Schöpfungen Wildenbruchs durchdrang, aber noch mit dem ganzen, nimmermüden Herzschlag einer immer wieder gestaltenden Phantasie.

Wenn ich freilich offen heraus sagen sollte, welchem Buch unter allen, die diese Zeit mir ins Haus trug, ich den Preis gebe, so wäre es der Roman von Hermine Billinger „Die Rebächle“ (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt). Die schöne Tochter einer schönen, verwitweten Hofschauspielerin in Karlsruhe heiratet einen schwäbischen Freiherrn von Rebach, einen schwachen, tatlosen Mann, neben dem die zarte, energielose Frau dahinlebt, ohne irgendwie die Erziehung ihrer sechs Töchter wirklich zu beeinflussen. Die jungen Baronessen wachsen auf dem verschuldeten und immer mehr herunterkommenden Rittergut in völliger Freiheit auf, hinter der aber die Großmutter steht, eine Frau so voller Humor, Natürlichkeit und Herzengüte, daß man Hermine Billinger die Wirkung auf dies junge Geschlecht und über ihr eigenes Leben hinaus völlig glaubt. Und so werden aus den sechs Rebächles sechs Menschen, die schwerer oder leichter zu kämpfen haben, aber alle sechs ins volle Leben hinein und durch das Leben hindurch kommen, ganz freilich die Enkel der Großmutter, außer einer nicht mehr die Kinder ihrer Eltern. Es geht hurtig her in dem Buche, die Geschehnisse purzeln durcheinander, es geschieht auch wohl mal eine nicht ganz mißglückte Abschweifung in fremde Verhältnisse, aber wo die Rebächles mit der Großmutter, der alten französischen Erzieherin, der härtebeißigen Köchin und dem Dorflehrer unter sich sind, da sprudelt es nur so von echtem, humorvollem und vor allem durch und durch liebeerfülltem Leben. Es ist ein Buch, an dem sich ein Kranker gesund und ein Trübsinniger

froh lesen kann, ganz und gar weiblich, ganz und gar menschlich, von seelischer Feinheit und doch ohne psychologische Spitzfindigkeit, hell und heiter, aber nicht ohne Ernst, gar nicht spielerisch und doch oft wie ein helles, glückliches Spiel, kurz und gut eine Erquickung, der sich kaum irgendein Empfänglicher wird entziehen können. Es ist ein Buch, vor dem man ästhetische Maßstäbe schließlich willig aus der Hand legt, ganz hingegeben an den Reiz der Erzählung; nimmt man sie dann aber wieder auf, so merkt man erstaunt, daß man sie gar nicht zu verkleinern braucht, denn auch ästhetisch hält sich dies schlichte Werk vollkommen, weil es so ganz und gar voller Leben, voll wahrer Menschlichkeit und in seiner Schlichtheit nicht ohne die Tiefe ist, aus der allein Schicksal und Anteil erwachsen.



Braucht Japan Krieg?



Im Februar 1910 werden es sechs Jahre, seit der japanisch-russische Krieg begann. Die Japaner machten ihre Sache gut. Und die Engländer und Amerikaner hingen das Bild der Sieger in den goldigsten Rahmen ihrer Presse. Die Anglikaner lobten indes nicht nur die Kriegstaten, sondern stellten auch die Kultur der Japaner in mancher Beziehung als sehr hoch und nachahmenswert und die Japaner geradezu als Mustervolk hin.

Das hat nun freilich aufgehört. Die internationalen Beziehungen Japans sind kühler geworden. Die Vereinigten Staaten haben die Einwanderung von Ostasiaten äußerst erschwert. Präsident Taft ist vorsichtiger und ruhiger als sein Vorgänger. Er will nicht durch impulsive Reden eine Kriegsgefahr heraufbeschwören. Aber als ehemaliger Gouverneur der Philippinen und Kenner der Verhältnisse legt er den ostasiatischen Fragen besonderes Gewicht bei. Canada und Australien wehren sich gegen die Einwanderung ebenso energisch wie die Vereinigten Staaten. In Hongkong und Singapur werden die Besatzungen und die Befestigungswerke verstärkt. Rußland hat in Ostsibirien rund viereinhalb Armeekorps stehen, also erheblich mehr als vor dem letzten Kriege. Das englisch-japanische Bündnis besteht fort, aber es hat seine aggressive Tendenz verloren, seit England und Rußland sich verständigten. Infolgedessen hat auch Japan eine Revision seines politischen Systems vorgenommen und sich bemüht, zu China bessere Beziehungen herbeizuführen.

Der kürzlich abgeschlossene Vertrag zwischen Japan und China, dem die europäische und amerikanische Presse vielfach eine übertriebene Bedeutung beigelegt hat, birgt also keineswegs eine Gefahr für irgendeine europäische Macht,